



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hellenentum und Christentum : 6. Dio von Prusa

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Oyell. Wenn er, um sich schauend, eine letzte Ursache des Alls mit einem Geist ähnlich dem des Menschen annahm, nannte er sich selbst einen Theisten, bekannte aber zugleich, daß auch diese Überzeugung in ihm schwächer geworden sei, allerdings unter manchen Schwankungen. Er hat sie aber offenbar nicht verloren, und das ist das Wichtige. Darwins geistige Entwicklung ist bis zuletzt aufsteigend gewesen. Die Klarheit seines Geistes ist höchstens vorübergehend getrübt worden, am meisten durch die Wehrauchwolke seiner tief unter ihm stehenden Verehrer, besonders der deutschen. Sein kritisches Vermögen ist im ganzen immer mehr gewachsen. Und dabei ist ihm als unverlierbarer Rest unvollkommener Gottesideen die Idee geblieben, die sich den tiefsten und umfassendsten Denkern aller Zeiten offenbart hat. †*



Hellenentum und Christentum

6. Dio von Prusa



Jesus für eine mythische Person zu erklären, die niemals gelebt hat, wird heute auch der verwegenste Kritiker, der noch Anspruch auf Wissenschaftlichkeit macht, kaum wagen. Abgesehen von dem Zeugnisse des Paulus haben wir die beiden Stellen in den Jüdischen Altertümern des Flavius Josephus. Die Echtheit der zweiten ist niemals bestritten worden. (Ananus führte dem Synedrium den Bruder Jesu, der Christus genannt wird, vor; Jakobus war sein Name. 20, 9.) Die erste ist zwar vielfach für eine Fälschung gehalten worden — auch Hase neigte dieser Ansicht zu —, aber Wilhelm Christ hält in seiner 1898 erschienenen Griechischen Literaturgeschichte S. 646 nur zwei Sätzchen darin für interpoliert, die in der nachstehenden Übersetzung eingeklammerten: „Es war aber um diese Zeit Jesus, ein weiser Mann, wenn es erlaubt ist, ihn einen Mann zu nennen. Denn er war ein Verrichter außerordentlicher Thaten und Lehrer der Menschen, die mit Freuden die Wahrheit aufnehmen, und viele Juden, auch viele hellenischen Stammes zog er an sich. [Dieser war der Christus.] Und als er auf die Anklage der Vornehmsten unsers Volkes von Pilatus zum Kreuz verurteilt worden war, ließen doch die, die ihn vorher geliebt hatten, von ihrer Liebe nicht ab. [Denn am dritten Tage erschien er ihnen wieder lebend, was nebst vielem andern Wunderbaren die göttlichen Propheten von ihm vorausverkündet hatten.] Bis jetzt ist das nach ihm benannte Geschlecht der Christianer nicht ausgestorben.“ Dann die berühmte Nachricht bei Tacitus. Daß dieser nichts näheres von Christus weiß, die übrigen heidnischen Schriftsteller aber ihn gar nicht erwähnen, ist ganz natürlich. Die Kreuzigung eines armen Juden im entlegensten Winkel Syriens war kein Ereignis. Die jüdische Diaspora wird überall, auch in Rom, von Jesus erfahren haben, aber falls hier und da die Kunde von ihm gesprächsweise über eine Synagogengemeinde hinausgedrungen ist, so haben die Heiden etwas

so gleichgiltiges gewiß schon am andern Tage vergessen gehabt. Auch als Wunderthäter konnte Jesus den Römern und den Griechen nicht besonders interessant werden, denn dergleichen „Gaukler“ gab es viele im Orient. Die Apostel sodann unterschieden sich äußerlich in nichts von den zahllosen Wanderpredigern und Bettelphilosophen, die das Reich durchstreichten, und auch ihre Lehre stimmte mit der der Cyniker und der Stoiker überein — bis auf die Botschaft vom gekommenen Messias, seinem Kreuzestode und seiner Auferstehung, die den philosophisch Gebildeten widerstrebte und der Hauptgrund gewesen sein wird, weshalb sie sich, wenn sie einmal einen Christen zu hören Gelegenheit hatten, vom Christentum als einer der Beachtung des gebildeten Mannes unwerthen Schwärmerei abwandten. Den Baum, der im Samenkorn steckte, konnte man diesem nicht ansehen; daß Gottes Kraft daran war, aus der kleinen verachteten Sekte ein Gefäß zu machen, das die geistige Frucht der absterbenden alten Welt für die spätesten Geschlechter aufbewahren sollte, davon haben nicht einmal die Christen selbst eine Ahnung gehabt; denn die Proselyten ergriffen die neue Religion nur als Mittel für das Heil der eignen Seele in Erwartung des nahen Weltunterganges.

So blieb das Geistesleben der Gebildeten im römischen Reiche während der ersten beiden Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung rein hellenisch, ja es wurde sogar reiner hellenisch, als es im letzten Jahrhundert vor Christus gewesen war. Mit erneutem Eifer ergaben sich die Griechen ihrem nationalen Götterkult, dessen Vernünftigkeit ihnen die Philosophen nachwiesen, während freilich andererseits auch die Kritik nicht ruhte. Doch hat sie nur einen Vertreter von hervorragender Bedeutung: Lucian, während die Philosophen, die dieser Periode das Gepräge gaben: Seneca, Plutarch, Epiktet, Marc Aurel, positiv gerichtete Geister sind. Die eben genannten sind nun bekannt. Aber es giebt noch einen wenig bekannten Mann, aus dessen Schriften man die Gemüts- und Geistesverfassung der edlern Menschen dieser Zeit um so deutlicher erkennen kann, weil er, wie allerdings auch Epiktet und Marc Aurel, ein Charakter war, bei dem sich Wort und That deckten: Dio von Prusa, genannt Chrysostomus. Hans von Arnim hat ihn weitem Kreisen zugänglich gemacht durch eine schöne zweibändige Ausgabe seiner Werke (1893) und durch ein einführendes Buch (Leben und Werke des Dio von Prusa mit einer Einleitung: Sophistik, Rhetorik, Philosophie in ihrem Kampf um die Jugendbildung. 1898. Beide Werke sind bei Weidmann in Berlin erschienen).

Dio, von dem weder das Geburtsjahr noch das Todesjahr bekannt ist, wurde in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts in der bithynischen Stadt Prusa als Sprößling einer angesehenen und begüterten Familie geboren und wuchs in den damaligen Traditionen solcher Familien zum opferwilligen Stadtpatrioten und begeisterten Panhellenen heran. Er bildete sich zum Sophisten aus, weil dieser Beruf bei der Beschränkung der Politik auf die Stadtverwaltung der einzige war, der den Zugang zu einer über den Wohnort und die Provinz hinausreichenden ehrenvollen Thätigkeit erschloß. Nach Sophistenart machte er Kunstreisen und unterhielt sein Publikum mit schönem Wortgeklänge und geistreichen, paradoxen Spitzfindigkeiten, z. B. dem Nachweis, daß

Sion nicht zerstört worden sei, und daß Homer überhaupt in allem, was er erzählt habe, gelogen hätte. Aber wenn er auch vorübergehend dem Zeitgößen opferte, der Sophisteneitelkeit, die in nichtiger Prunkrederei Befriedigung suchte und fand — nebenbei auch reichlichen Geldgewinn —, so hat doch dieses Scheinwesen seine Kernnatur nicht verdorben. Sein gesunder Geschmack äußert sich auch schon in diesen Spielereien unter anderm darin, daß ihm Aeschylus besser gefällt als Euripides, und daß ihn die Lauterkeit und Einfachheit des sophokleischen Neoptolemos vor allem anzieht. Und die Kunststreifen waren nur sozusagen eine Ferienerholung. Seine besten Kräfte widmete er der Verwaltung seiner Vaterstadt und der Fürsorge für das Wohl der Provinz. Er rühmt, daß er sein Rednertalent nicht mißbraucht, nie damit Schaden angerichtet habe. „Giebt es einen, dem ich durch Reden Kummer bereitet hätte? Hab ich den friedlichen Bürger in Händel verwickelt oder gegen ihn gehezt? Hab ich einen in Gefahr gebracht, sein Vermögen durch Konfiskation einzubüßen, oder als Sachwalter an einem Klienten Verrat geübt?“ Die hervorragende Stellung, die er in der Stadtverwaltung einnimmt, zieht ihm wiederholt und von verschiedenen Seiten Haß zu. Das erstemal vom Proletariat. In einer Hungersnot beginnt der Pöbel sein Haus zu stürmen; eine Panik, die unter dem Haufen ausbricht, rettet ihn. Am folgenden Morgen tritt er in der Volksversammlung auf, die über die Abhilfe beraten soll. Er sagt unter anderm, weder sei er sich einer Mitschuld an dem Notstande bewußt, noch halte er sich vor andern zur Hilfe verpflichtet; es gebe reichere Leute, und darunter solche, die noch nicht gleich ihm Leiturgien geleistet hätten. Doch erklärt er sich bereit, die Sorge für den Lebensmittelmarkt zu übernehmen, wenn er für dieses Amt gewählt werde.

Auf einer seiner Kunststreifen kam er nach Rom, wo er wahrscheinlich die Gunst des Kaisers Titus gewann. Jedenfalls verband ihn Freundschaft mit des Kaisers Schwiegersohn S. Flavius Sabinus, den Domitian im Jahre 82 hinrichten ließ, und um dessen willen Dio aus seiner Vaterstadt und Heimatprovinz auf unbestimmte Zeit verbannt wurde*); denn, sagt er später in einem Bericht über seine Verbannung, wie man bei den Skythen mit den Königen ihre Mundschenken, Köche und Kebsweiber begräbt, so ist es Sitte unsrer Tyrannen, denen, die sie hinrichten, andre ohne Grund hinzuzufügen. Er hätte sich nun, da er weder aus dem ganzen Reich ausgewiesen noch an einem bestimmten Orte interniert war, in einer andern Stadt niederlassen können. Das that er nicht, weil er seinen Prusianischen Grundbesitz nicht verkaufen sondern seinen Kindern erhalten wollte, und weil er hoffte, daß ihm eine politische Wendung die Rückkehr in die geliebte Vaterstadt ermöglichen werde. Außerdem gedachte er, damit zugleich dem Gemeinwesen nützend, seinem Rachegefühl gegen Domitian Lust zu machen und die Tyrannei zu bekämpfen. Das konnte er am besten, wenn er, unerkannt von Ort zu Ort schweifend, bald hier bald da in einer Rede gegen die Tyrannen donnerte und gleich darauf ver-

*) In allem Biographischen folge ich einfach Arnim, ohne die für den vorliegenden Zweck gleichgiltigen Meinungsverschiedenheiten der Gelehrten zu erwähnen.

schwand. Polizeimaßregeln, die heute eine derartige Thätigkeit erschweren, kannte man ja nicht im römischen Reiche. So irrte er vierzehn Jahre umher, indem er seinen Lebensunterhalt bald erbettelte, bald mit unqualifizierter Tagelöhnerarbeit, als Gärtnergehilfe, als Badeknecht verdiente. Und dabei wurde er Philosoph. Die damalige Sophistik schloß nämlich keineswegs das philosophische Studium ein, sondern war nur Rhetorik und beschränkte sich auf die formelle Ausbildung der Redekunst. Dio hatte bis dahin die alten Philosophen nicht studiert und haßte sogar die Philosophie, wie sie sich ihm in der Person ihrer lebenden Vertreter darstellte. Dieser Haß war ihm schon von seinen Lehrern eingepflanzt worden, denn Rhetoren und Philosophen waren feindliche Konkurrenten, er wurde verstärkt durch sein mehr der sinnlichen Anschauung als der Abstraktion zuneigendes Naturell und durch die Wahrnehmungen, die er in Rom machte. „Die Sophisten der römischen Großen, deren Rede so hochtönend trozig und deren Benehmen so zahm und bettelhaft war, erinnerten ihn an die hündisch wedelnden Löwen der Circe. Es kommt hinzu, daß er den höfischen Kreisen nahe stand, die gerade damals auf die Gefährlichkeit der stoischen und der cynischen Sekte aufmerksam geworden waren.“ (Domitian hat alle Philosophen aus Rom und Italien vertrieben.) Den Athenern erzählt er später in einer Rede, er habe beim Beginn seiner Wanderschaft zunächst überlegt, ob das Leben des Heimatlosen unbedingt elend, oder ob nicht vielmehr die Schätzung der menschlichen Schicksale rein subjektiv sei. Die Erfahrung lehre ja, daß Verbannung, Armut, Alter, Krankheit dem einen unerträglich schwer, dem andern leicht zu tragen erscheine; das Daimonion (der Genius) eines jeden mache ihm eben die Dinge schwer oder leicht nach seiner Kraft und Einsicht. (Mit dem Dämonium ist ohne Zweifel nichts andres gemeint als eben der Grad von Kraft und Einsicht des einzelnen Menschen, sein Naturell.) Auch würde Apollo nicht in einigen Fällen das Herumirren angeraten haben, wenn es unbedingt ein Übel wäre. Er habe nun auch das delphische Orakel befragt und die Antwort erhalten, er solle getrost die begonnene Lebensweise, die schön und zuträglich sei, fortsetzen, bis er an das Ende der Erde gelangen werde. So sei er nun umhergewandert; die Leute hätten ihn bald Vagabunden, bald Bettler, einige auch einen Philosophen genannt, und solche hätten ihn über das Gute und Böse befragt, auch manchmal aufgefordert, öffentlich zu sprechen, sodaß er sich genötigt gesehen habe, über philosophische Fragen nachzudenken. Er habe dabei gefunden, daß die Menschen im allgemeinen unverständig seien, indem sie sich von der Sucht nach Geld, Ehre und Genuß zwecklos im Kreise herumtreiben ließen. Er verweilt dann, „von einem gewissen Sokrates“ angeregt, bei einer Betrachtung über die Unzweckmäßigkeit der gewöhnlichen Jugenderziehung. Dieser Bericht darüber, wie er Philosoph geworden sei, erinnert an die platonische Apologie des Sokrates, und Arnim meint, ohne Zweifel habe Dio von da ab an Orten, wo er sich zu längerem Verweilen niederließ, die großen Philosophen studiert, um sich auf das Amt, das ihm göttliche Fügung aufdrängte, gehörig vorzubereiten.

Sein philosophisches Glaubensbekenntnis wurde das stoische, wie schon

der erste Satz zeigt, den ihn die Praxis lehrt, daß alles, was man gewöhnlich Übel nenne, nur durch subjektive Schätzung zum Übel werde, an sich aber Adiaphoron sei. Die stoische Lehre verband sich ihm von selbst mit der cynischen Praxis. „Er erlebte, daß die Verbannung, die ihn anfänglich an den Rand der Verzweiflung getrieben hatte, ihre Schrecken verlor, sobald er sich entschloß, von allen herkömmlichen Meinungen über Glück und Ehre abzusehen, den Mut nicht zu verlieren und sich so gut als möglich in das neue Leben zu schicken. Er fand, daß er alle die Dinge, die er bisher für unentbehrlich gehalten hatte, den Inbegriff alles dessen, was dem Kulturmenschen der höhern Stände eine süße Gewohnheit ist, ganz wohl entbehren konnte. Er glaubte sogar, seit er darauf verzichtet hatte, eine Steigerung seiner Lebenslust zu empfinden. Es schien ihm, als ob er in seinem bisherigen weltförmigen Dasein nie sich selbst gehört und erst durch seine Ausstoßung oder vielmehr seinen freiwilligen Austritt aus der Gesellschaft das höchste Gut, die freie Selbstbestimmung, wiedererlangt habe.“ Armin fügt hier eine sehr gute allgemeine Betrachtung ein. Der Angehörige der höhern Stände in einem Kulturstaat hat mancherlei Fesseln und den Druck vieler Widersprüche und Naturwidrigkeiten zu ertragen. „Diese werden jedoch erst dann störend empfunden, wenn infolge unzureichender Ergänzung aus den untern Schichten oder aus sonstigen Ursachen die lebendige Fortentwicklung der Gesellschaft aufhört und eine Erstarrung ihres innern Wesens eintritt. Nun wird die gesellschaftliche Bindung von vielen als drückende Fessel empfunden. Das Irrationale in den gesellschaftlichen Zuständen wird dem zur Qual und Pein, der verzweifelt, zu ihrer Besserung beitragen zu können. In solchen Zeiten tritt die Erscheinung auf, der wir bei Dio begegnen, daß Deklassierung als Befreiung begrüßt wird, weil in den untern Volksschichten die geschichtliche Eigentümlichkeit einer solchen Zeit nicht mit derselben Schärfe ausgeprägt ist wie in den obern. Die geschichtliche Bindung des individuellen Denkens und Wollens ist hier in weit schwächerem Grade vorhanden. In Zeiten lebendig fortschreitender Bildung ist genau das Gegenteil der Fall. Da befreit die Bildung von dem Druck des Herkommens in Glauben und Sitte. Die höhern Stände haben die Führung des Volkes: ihre geistigen Errungenschaften kommen der Gesamtheit zu gute. Wenn aber das Salz dumm geworden ist, womit soll man salzen?“

Auf die cynische Weisheit, die Dio dem Diogenes in den Mund legt, brauchen wir nicht näher einzugehn. Es ist die uralte und jederzeit neue Predigt von der Verschrobenheit der Zivilisation, von den Plagen und Versuchungen des Reichthums und der Herrschaft und von dem Glück der Armut, die wir aus den Schriften unzähliger heidnischer Philosophen, christlicher Asketen und religiös indifferenter Moralisten und Satiriker kennen, und die heute mit besonderm Eifer von den „Naturgemäßen“ verkündigt wird. Nur daß Dio der trivialen Predigt eine originelle und überaus anziehende Fassung zu geben versteht. Daß der Nutzen der natürlichen Lebensweise und der Abhärtung, des Frierns, des Hungerns und der körperlichen Anstrengung seine Grenzen hat, mußte er später am eignen Leibe erfahren; er ist infolge der erduldeten Strapazen den Rest seines Lebens hindurch kränklich geblieben.

Als Probe seiner damaligen Predigt wollen wir wenigstens eine der Diogenesreden skizzieren. Der Weise trifft einen Bekannten, der das delphische Orakel hat befragen wollen, aber umgekehrt ist, weil ihm unterwegs sein Sklave entlaufen ist, den er in Korinth zu erwischen hofft. Diogenes findet es zunächst lächerlich, daß er, der nicht einmal einen Sklaven zu gebrauchen verstehe, sich erkühnen wolle, den Gott zu gebrauchen (*χρησθαι*, was sowohl gebrauchen als auch das Orakel befragen heißt). Dann nennt er es thöricht, daß er einem Menschen nachlaufe, den er, und der ihn für schlecht halte, denn wenn ihn der Bursche nicht für schlecht gehalten hätte, würde er ihm nicht entlaufen sein. Beides giebt der andre zu, obwohl, meint er, der Bursche keinen Grund gehabt habe, seinen Herrn für schlecht zu halten, da er nichts zu thun hatte, als ihn zu begleiten, und sonst den ganzen Tag müßig ging. Darauf erwidert Diogenes, gerade dadurch habe der Mann den Sklaven ganz ernstlich geschädigt, da ja der Müßiggang namentlich den Ungebildeten verderbe, der Sklave habe ihn also mit Recht verlassen. Und dabei bleibe die Thorheit des Herrn bestehen, einem Menschen, den er für schlecht halte, nachzulaufen; das sei gerade so, als laufe man einem bösen Hunde nach, um von ihm gebissen zu werden. Ich kann ihn ja verkaufen, wenn ich ihn gefunden habe, entgegnet der Besitzer. So, sagt Diogenes, du willst also einen andern mit dem nichtsnutzigen Menschen anschmieren? Dann setzt er dem Manne auseinander, daß Sklavenhalten überhaupt vom Übel sei. Für den Reichen, der ihrer viele habe, seien sie eine schreckliche Plage. Bald müsse er nach dem Arzte schicken, weil einer erkrankt sei, bald einen Ungehorsamen züchtigen, bald einen entflohenen suchen, und verreise er, so lasse ihm der Gedanke keine Ruhe, was wohl die Burschen daheim anstellen werden. Und was das lächerlichste sei, während der rasch fertig sei, der sich selbst bediene, gehe alles schrecklich langsam, wenn die Sache von einer Menge Sklaven besorgt werde; ein solcher Reicher gleiche den Kriechtieren, die mit hundert Füßen nicht von der Stelle kommen. Die Natur habe alle Dinge nach dem richtigen Maße eingerichtet; ein sechster Finger, ein drittes Bein würde nicht allein überflüssig sondern auch hinderlich sein. So sind die Hände und die Beine des Sklaven, die du gebrauchst, nicht allein überflüssig sondern auch hinderlich, denn du hast statt eines Magens zwei zu sättigen und kommst um den ruhigen Schlaf, da du fürchtest, der wache Sklave könne, während du schläfst, irgend welchen Schaden anrichten. Außerdem wird die Frau träge und nachlässig, wenn ihr eine Sklavin die Arbeit abnimmt, und die Kinder werden verdorben, wenn sie einen Menschen haben, der sie bedient, und den sie verachten dürfen. Besonders die Freiheit, deren sich Diogenes erfreut, hebt Dio hervor — nur der Bettler sei der wahre König —, und er stellt ihm das schreckliche Los des Perserkönigs gegenüber, statt dessen sich die Zuhörer natürlich den Kaiser Domitian denken sollen, den unglücklichsten aller Menschen. Der Tod sei an sich nichts schlimmes, wohl aber die Furcht vorm Tode, und die erdulde der Despot alle Tage seines Lebens. Der Glückliche halte den Tod, der Unglückliche das Leben für ein Übel, dem Tyrannen werde beides zur Pein, weil er, durch das Scheinglück seiner Macht und seines Reichthums geblendet, die Erlösung von seinem elenden Dasein durch den Tod nicht

wünsche. Dergleichen an allen Orten zu predigen, hält Dio für seinen Beruf und seine Pflicht. Er läßt den Diogenes nach Korinth ziehn, weil der Hafen dieser Stadt der Kreuzweg von Hellas sei, wo alles Volk zusammenströme. Der Weise müsse, gleich einem Arzte, immer an Orte gehn, wo er viele treffe, die seiner Hilfe bedürfen. Freilich biete er diese gar oft vergebens an, denn von Zahnschmerzen wolle wohl jeder geheilt werden, von Thorheiten und Schlechtigkeiten kaum einer von vielen. Bei den irthmischen Spielen läßt er den Diogenes sagen, er komme nicht als Zuschauer sondern als Kämpfer; er wolle zeigen, wie man sowohl die Mühseligkeiten besiege als auch die Sinnenlust, diese Circe, die die Menschen in Wölfe und Schweine verwandle.

Dio war mit solchem Leben keine vereinzelte Erscheinung. Sokrates zwar hatte nur seine Mitbürger belehrt; aber schon Diogenes wanderte zwischen Athen und Korinth hin und her, jedem seine Weisheit anbietend, ohne Geldentschädigung zu beanspruchen, und seine Nachahmer durchwanderten das ganze Reich. Seit Jahrhunderten, schreibt Arnim von der Zeit Dions, waren die Reiseprediger thätig gewesen, den Armen im Geiste die Brosamen zu reichen, die von den Tischen der Philosophen fielen. Was Dio selbst betrifft, so hatte er freilich, wie wir gesehen haben, sein Apostelamt nicht aus philosophischer Überzeugung gewählt, sondern es war ihm durch höhere Fügung aufgedrängt worden. Er hielt die cynische Lebensweise nicht für die an sich beste und gab sie wieder auf, sobald der Zwang dazu aufhörte. Er hatte sie gewählt, um nicht durch Übersiedlung in eine andre Stadt seine Heimat zu verlieren. Aus dieser Lebensweise war ihm seine Lehrthätigkeit erwachsen. „Diese hatte darin bestanden, daß er jeden geringsten, der ihm mit empfänglichem Sinn entgegentrat, an seinem eignen Gedankenleben teilnehmen ließ, nicht als Verkünder einer neuen Lehre und nicht mit dem Anspruch, die Wahrheit, deren der Mensch bedarf, selbst erst zu erfinden, sondern in bescheidner, aber ganz selbständiger Aneignung dessen, was die großen Weisen früherer größerer Jahrhunderte gelebt und gelehrt hatten. So war er seines Schicksals Herr geworden. Was bestimmt schien, ihn zu vernichten, war ihm eine Quelle der Kraft und der Erhebung gewesen. Die Überzeugung, daß keine Macht der Erde uns das Glück rauben kann, das Unabhängigkeit und Freiheit verleihen, auch wenn uns das Schicksal alles nimmt, was es nehmen kann, hatte sich ihm bewährt.“

Gegen das Ende seines Exils geriet er „an die Enden der Erde.“ Er wollte die Dacier kennen lernen, die tapfern Männer, die damals den Römern so viel zu schaffen machten, und zwar wollte er vom Nordufer des Schwarzen Meeres aus in ihr Land eindringen. Bei den Borystheniten überzeugte er sich von der Unausführbarkeit seines Planes, kehrte zurück und suchte von Sünden aus ans Ziel zu gelangen. Er kam nach Mösten und hielt sich als Bettler einige Zeit im römischen Heerlager auf; denn wie die Hirten und die Jäger, so liebte er die Soldaten als einfältige Leute, an denen man die unverfälschte Menschennatur studieren könne. Da traf die Kunde ein, daß Domitian ermordet und Nerva zum Kaiser ausgerufen worden sei. Die Soldaten murrten, denn Domitian war beliebt bei ihnen gewesen. Da sprang Dio auf einen Altar, gab sich als Dio den Philosophen zu erkennen — „aus den Lumpen

enthüllt sich der listenreiche Odysseus“ —, bewies den Soldaten, daß Domitian ein Frevler gewesen sei, den ein gerechtes Strafgericht ereilt habe, und schilderte den vortrefflichen Charakter Nervas. So stillte er die Meuterei.

Nerva hob unter andern Verbannungsurteilen auch das über Dio verhängte auf, und dieser kehrte, die Einladung an den Hof ausschlagend, im Herbst 96 nach Prusa zurück. Hier widmete er sich mit solchem Eifer dem Wohle der Stadt, daß er darüber die Ordnung seiner durch die lange Abwesenheit zerrütteten Vermögensverhältnisse jahrelang versäumte. Wenn er doch schließlich seiner Kinder wegen — er hatte einen Sohn und zwei Töchter — ernstlich daran ging, so liegt darin nach den oben angeführten Worten Arnims so wenig ein Abfall von der errungenen philosophischen Überzeugung wie darin, daß er, der Cyniker, nach der Sitte seiner Zeit viel Sorge auf die Verschönerung seiner Stadt und auf ihre Ausschmückung mit Prachtbauten verwandte. Diese Thätigkeit zog ihm viel Argernis und gegen das Ende seines Lebens Prozesse zu. Ja er wurde sogar von einem seiner Feinde mit einer Anklage auf Majestätsbeleidigung bedroht, weil er in einem der Stadt überwiesenen Gebäude neben einer Bildsäule des Kaisers die Grabstätte seiner Gattin und seines Sohnes habe anbringen lassen. Diesem Umstande verdanken wir einen herrlichen Brief Trajans. (Den sechsundachtzigsten des zehnten Buches der Briefsammlung des Plinius.) Plinius hatte sich durch den Lugenschein überzeugt, daß die Bildsäule des Kaisers in der Bibliothek stand, die Gräber dagegen in dem von einem Säulengang umgebenen Hofraum lagen, fragte aber trotzdem an, wie mit Dio verfahren werden solle. Trajan antwortete: „Über den Fall, wegen dessen du bei mir anfragen zu müssen glaubtest, kannst du, mein teuerster Secundus, nicht in Zweifel sein, da du meinen Grundsatz kennst, weder durch Furcht und Schrecken noch durch Majestätsprozesse meinem Namen Achtung zu verschaffen. Demnach werde ich eine Untersuchung nicht zulassen, möchte sie auch durch Präzedenzfälle gerechtfertigt erscheinen. Über das von ihm aufgeführte Gebäude wird Coccejanus Dio unter deiner Aufsicht Rechnung ablegen.“

Ebensowenig wie in dieser Thätigkeit wird man darin einen Widerspruch finden, daß Dio, der Eiferer gegen Tyrannei, unter Nerva und Trajan ein begeisterter Prophet der Monarchie wurde. Hatten doch alle großen Philosophen zwischen Tyrannei und Monarchie unterschieden. Dio unternahm, nachdem er in seiner Vaterstadt das wichtigste erlitten hatte, aufs neue Reisen, die nun aber nicht mehr Kunstreisen eines eiteln Sophisten waren, sondern im Sinne der Wanderschaft seines zweiten Lebensabschnitts verliefen. Er hielt seine Vorträge zum Nutzen der Hörer, um zur Besserung der Sitten, zur Reform des Jugendunterrichts und zu sozialen Reformen zu mahnen, in den kleinasiatischen Griechenstädten aber, die vielfach miteinander verfeindet waren, um Frieden zu stiften. In Rom, wohin er noch zweimal kam, genoß er die Freundschaft Trajans, wie er die seines Adoptivvaters Nerva genossen hatte, und hielt vor ihm vier sehr merkwürdige Vorträge über die Monarchie (*περὶ βασιλείας*). Im ersten zeichnet er das Bild des guten Königs, wie es eben Philosophen und Moralisten zu zeichnen pflegen. Als erste Pflicht des Monarchen nennt er die Gottesverehrung. Die verstehe sich

für jeden guten Menschen von selbst. Wenn sich ein böser einbilde, den Göttern gefallen zu können, so erweise er sich eben dadurch als einen Frevler, denn er setze damit voraus, daß die Gottheit entweder vernunftlos oder böse sei. Der gute König wisse, daß ihm die Herrschaft nicht um seinetwillen sondern der Menschen wegen verliehen sei; deshalb wolle er nicht einmal von seinen Sklaven Herr, vielmehr von allen Vater und Freund genannt werden. In nichts ist er unersättlich als im Wohlthun; alle andern Thätigkeiten achtet er als unausweichbare Pflichterfüllung; das Wohlthun allein beglückt, weil es freiwillig geübt wird. Vom Bösen ist er so wenig Urheber wie die Sonne von der Finsternis. Nur den Feinden des Staates ist er furchtbar; die Guten nahen ihm nicht mit Schrecken sondern mit Ehrfurcht. Er liebt Einfachheit und Wahrheit, verabscheut Hinterlist und Täuschung, der sich ja auch unter den Tieren nur die unedelsten bedienen. Kriegerisch ist er in dem Sinne, daß er jederzeit Krieg führen kann, wenn er will, zugleich aber friedlich, weil er keinen Gegner hat, der ihm gewachsen wäre; denn gerade die aufs beste zum Kriege gerüsteten Monarchen haben es in ihrer Macht, Frieden zu halten. Da er und seine Umgebung einander vertrauen, ist er über alles gut und wahrheitsgetreu unterrichtet; so viel Freunde, so viel hat er Augen und Ohren. Als getreues Abbild des Zeus verdient er alle Beinamen des Göttervaters: *Polieus* (Stadtbeschützer), *Philios* (Freundschaftsbeschützer), *Hetaireios* (Genossenschaftsbeschützer), *Homognios* (Familienbeschützer), *Hifesios* (Schützer der Flehenden), *Xenios* (Schützer der Fremden). Die schlechten Könige sind nicht dem Zeus, sondern, als untaugliche Wagenlenker, dem *Phaethon* ähnlich. Als ersten Vertreter des wahren Königtums auf Erden schildert er den *Heraakles*, der nicht, wie die Sage lüge, Knecht des *Eurystheus*, sondern Erdbherrscher und Weltheiland gewesen sei, die Menschheit nicht von wilden Tieren, sondern von Tyrannen befreit und überall die Herrschaft des Rechts und der Güte aufgerichtet habe.

Die zweite Rede über das Königtum hat die Form eines Gesprächs zwischen Alexander dem Großen und seinem Vater, das dem über die wahrhaft königliche Gesinnung des Sohnes hocherfreuten *Philipp* zum Schluß den Ausruf entlockt: So haben wir uns doch mit unsrer Schätzung des *Aristoteles* nicht betrogen! (In einer spätern Rede führt *Dio* aus, die Philosophen seien die eigentlichen Herrscher, denn nach ihrem Rat regierten die Könige. Mit Recht strebe der Philosoph auch nach solcher Herrschaft, denn an nichts habe ein guter Mensch mehr Freude als am Gutesthun, und dazu habe niemand mehr Gelegenheit als der Mächtige).

In der dritten Rede wird *Trajan* gepriesen als ein Herrscher, dem alle Genüsse zur Verfügung stehn, der aber nicht den Genuß liebe, sondern allein die mühselige Arbeit, und *φιλοπονώτερος* sei als alle gezwungen Arbeitenden. Niemand werde ihn, weil er das sage, der Schmeichelei beschuldigen. In einer Zeit, wo jedermann zu schweigen genötigt war, habe er allein unter Lebensgefahr die Wahrheit gesagt, und wenn er jetzt lügen wollte, wo jedermann gefahrlos die Wahrheit sagen könne, müßte er sehr dumm sein. Er giebt dann unter anderm den Unterschied zwischen dem König und dem Tyrannen dahin an, daß jener geseglich, dieser ungeseglich regiere, bezeichnet noch einmal den

Gottesdienst, der den Glauben an die Götter voraussetze, als die erste Pflicht des Monarchen und stellt ihm die Sonne, die der Redner mit der Mehrzahl seiner Zeitgenossen für ein göttliches Wesen hält, als Muster der Pflichterfüllung vor Augen. Weil der Kosmos, wenn der Sonnengott auch nur ein wenig von seiner Bahn abweiche, in ein häßliches Chaos verwandelt werden würde, halte er diese seine Bahn mit solcher Genauigkeit und Pünktlichkeit und so unermüdet inne, daß sein Dasein als die härteste Knechtschaft erscheine. Für den vierten Vortrag hat Dio als Einkleidung ein Gespräch zwischen Diogenes und Alexander gewählt. Der Philosoph schmettert den von dem Hochgefühl seiner Kraft und Macht geschwellten jungen Herrscher nieder, indem er ihm zeigt, daß er noch gar kein König sei. Das Sinnbild des wahren Königs sei der Bienenweisel, der sein Volk beglücke, ohne einen Stachel zu haben; „du aber scheinst sogar in Waffen zu schlafen. Kennst du nicht das Sakentfest der Perser? Sie nehmen einen zum Tode verurteilten Gefangnen, setzen ihn auf einen Thron, schmücken ihn mit königlichen Gewändern, lassen ihn essen, trinken, die königlichen Rebsweiber gebrauchen, lassen ihn thun, was ihm beliebt, einige Tage lang; dann ziehn sie ihn aus, geißeln und hängen ihn. Was wollen sie damit versinnbildlichen? Doch wohl, daß oft Unverständige und Schlechte die Königswürde erlangen, und nachdem sie eine Zeit lang in Übermut geschwelgt haben, elend umkommen.“ Wahrer König werde Alexander nicht eher sein, als bis er sich für seinen guten, den echt königlichen Dämon entschieden habe. Die Dämonen müsse man aber nicht außerhalb des Menschen denken, sondern sie seien seine eignen Anlagen, Neigungen und Leidenschaften. Unter den bösen Dämonen seien die mächtigsten Sinnenlust, Habsucht und Ehrgeiz (Fleischeslust, Augenlust und Hoffart nennt sie der erste Johannesbrief), und da man alle Künste aufwenden, alle passenden und packenden Bilder und Gleichnisse benutzen müsse, um vom Schlechten abzu ziehen und zur Tugend hinzuführen, so schildert er ihm diese drei Dämonen unter den Bildern eines buhlerischen Weibes, eines unseligen und verachteten Geizhalses und des Starus; auch als Zion, der von seinem Rade abwechselnd in die Höhe getragen und in die Tiefe geschleudert werde, könne man sich den Ruhmsüchtigen vorstellen.

(Schluß folgt)



Individualismus

Von E. Trampe



In seiner Kulturgeschichte der Neuzeit sagt Breyfig, es werde sehr häufig der allgemeinen, deduktiv verfahrenen Forschung vorgeworfen, sie stelle eine Einzelheit falsch dar. Er giebt die Berechtigung des Vorwurfs in vielen Fällen zu, erklärt aber zugleich, daß meist der Angegriffne auch nicht Unrecht habe, denn beide Widersacher — so erläutert er seinen Ausgleichssatz — jähren den Streitgegenstand gewöhnlich unter anderm „Gesichtswinkel“ oder in verschiedner Sch-